

Neues Großstadt-Nachtleben.

Nach 8 Uhr abends. — Die Leute, die nicht schlafen gehen wollen. — Die „Nachtwohnung“. — Geheime Weinsalons. — Die Schlaflosigkeit der Kriegsgewinner. — In den Wiener Bahnhöfen.

Das neue Wiener Nachtleben . . . Verordnungen, Einschränkungen, Verbote haben es in andere Richtungen gelenkt, aber es will sich nicht tofmachen lassen. Es weicht den gewohnten Zirkulationspunkten aus, es versteckt sich, aber es besteht. Nur neue Formen, neue Vereinigungsarten sucht es, sich an die Lücken der Gesetze, der Verordnungen anpassend.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob denn wirklich Wien um acht Uhr mit der Torsperrre schlafen gehe. Man sieht wohl auch nach dieser Zeit viele beleuchtete Fenster, wenngleich viele Familien infolge des Lichtmangels tatsächlich „mit den Büchern“ zu Bett gehen müssen. Man staunt die ababendlich nach Kaffeehauschluß die Straßen füllende Menge an, und Statistiker mögen berechnen, wieviel die 42.000 Hausbesorger Wiens seit der Nachtr- und Neunührsperrre an Sperrgeld vereinnahmen. Dann wieder flattert eine Kasardgeschichte auf. In einer eleganten Wohnung hat sich eine spielerische Gesellschaft versammelt und bei reichem Mahle die Nacht am grünen Tisch verbracht. Der Fall ist gar nicht so vereinzelt, wie man glaubt. Immer mehr hat die frühe Sperrstunde die neueste Gesellschaftsform, die „Nachtwohnung“, in Mode gebracht.

In dem mehr oder minder komfortabel ausgestatteten Heim eines Junggesellen oder kinderlosen Ehepaars, das sich nach acht Uhr langweilt, versammeln sich die Bekannten. Es braucht nicht einmal der Lodung des Kasardspiels. Es genügt ein bühnen Feuer im Dien und — da der Lichtverbrauch durch den „Zähler“ überwacht wird — ein Liter zu Schleichhandelspreisen erworbenen Petroleum. Entweder bringen die Gäste Erschickungen mit oder die Wohnungsinhaber geben ihrerseits Tee, Badewei, Schwarzen an die Bekannten und Verwandten ab. Wien will sich nicht so früh schlafen legen. Man darf natürlich nicht in der Nacht Klavier spielen oder Lärm machen. Also wird Domino oder Karten gespielt. Das ist der Grund, weshalb man jetzt spät nachts so häufig ganze Gruppen von Leuten Wohnhäuser verlassen sieht. Sie gehen erst um diese Stunde — „wirklich“ nach Hause. Die Hausbesorger kommen gar nicht mehr zur Ruhe. Familien besuchen man es öfter als sonst. Man „teilt“ die Spelen, man flieht die einsame Wohnung, in der es sich für ein, zwei Leute nicht lohnt, zu heizen und Licht zu verbrauchen.

Den „Kriegsgewinner“ genannten Leuten, die ein Vergnügen erst dann schätzen, wenn sie mit Banknoten herumwerfen können, genügt natürlich ein bescheidenes „Aufbleiben“ lange nicht. Für ihre Zwecke gibt es verstohlene, gut „abgedeckte“ Extrazimmer, die nach der Sperrstunde erst lebendig zu werden beginnen. Dort versammelt man sich zu intensivem Spiel und Weingenuß bis in die Morgenstunden. „Ende nie“ — ganz wie bei den besten Friedensbällen. Ein hohes Eintrittsgeld soll die Besitzer der weniger gefüllten Brieftaschen vom Hinzudrängen abhalten. Sie könnten vielleicht die hohen Spieleinsätze nicht leisten, die hier gang und gäbe sind; auch nicht die Weinpreise bezahlen. Und dies ist wichtig. Den Wein wird nur in sehr teuren Bouteillen serviert. Da zeigen die Herren und Damen, bis sie schlaftrunken zum Aufbruch schreiten müssen, unbestimmt um die „Lichtsperrmaßnahmen“. Freilich kostet es Tausende von Kronen.

Und das Nachtleben der Armen? In den weiten Nachtställen der großen Hauptbahnhöfe bietet sich allmählich ein sonderbares Bild. Die wenigen ankommenden Züge haben anderthalb bis

zweistündige Verspätung. Und zu diesen Zügen finden sich zahllose Leute ein. Solche, die Angehörige erwarten, deren Reise der Aufbringung eines Kuchens mit Lebensmitteln galt und die nun in den kalten Hallen vor der großen Bahnhofsuhr, in Decken und Mäntel gehüllt, „ihren Zug“ erwarten. Es sind meist Arbeiterfamilien. Männer, Frauen, die Spuren harter Entbehrung im müden, fahigen Anitz, zusammengesauert auf Steinfliesen und Kracht „Budele“. Auch kleine Kinder laufen in der Halle umher, trotz der späten Stunde, munter, wenn auch hungrig. Vermunnte Mädchen, die den Bruder oder Vater erwarten, der ein Kämmchen Milch und ein Paar Kilo Erdäpfel bringen soll, Soldaten, Träger füllen die Halle.

Ein paar Schritte weiter und man stößt auf Schläfer, die den Zug nicht mehr erwarten konnten. Eine bleierne Schwere liegt auf allen diesen Gestalten, die den Nachtbahnhof bevölkern. Ueber ihren Häuptern schwingt unsichtbar die Not ihre Geißel. Die paar Bissen, die sie erhoffen können, reichen nicht lange zu. Gleichwohl opfern sie die Nachtruhe und wollen die Angehörigen nicht allein auf dem langen Heimweg durch die nobelkalt Nacht wissen. Glücklich der, der seinen Kuchensack mit auch nur schmalen Inzhalte wiederbringt. Nicht selten ist alle Mühe und die Nachtwache der Angehörigen vergeblich. Ein harter Griff an der Grenze hat die armen Leute der „gehamsterten“ Lebensmittel beraubt und mit leeren Händen tritt mancher Hungerige aus der Perrontür . . . Und das ist die grausamste Szene des armfälligen „Nachtlebens“ im Bahnhof.